

7.1 Wachstum deutscher Großstädte (1875-1910)

Für die Tabelle wurden alle Städte ausgewählt, die 1910 mehr als 200 000 Einwohner hatten.

	Bevölkerung in den Jahren		
	1875	1890	1910
Berlin	966 859	1 587 794	2 071 257
Bremen	102 532	125 684	217 437
Breslau	239 050	335 186	512 052
Charlottenburg	25 847	76 859	305 978
Chemnitz	78 209	138 954	287 807
Dortmund	57 742	89 663	214 226
Dresden	197 295	276 522	548 308
Düsseldorf	80 695	144 642	358 728
Duisburg	37 380	59 285	229 438
Essen/Ruhr	54 790	78 706	294 653
Frankfurt/M.	103 136	179 985	414 576
Hamburg	264 675	323 923	931 035
Hannover	106 677	163 593	302 375
Kiel	37 246	69 172	211 627
Köln	135 371	281 681	516 527
Königsberg	122 636	161 666	245 994
Leipzig	127 387	295 025	589 850
Magdeburg	87 915	202 234	279 629
München	193 024	349 024	596 467
Nürnberg	91 018	142 590	333 142
Stettin	80 972	116 228	236 113
Stuttgart	107 273	139 817	286 218
Zahl der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern	271	394	576

Hohorst, Gerd/Kocka, Jürgen/Ritter, Gerhard A. (Hrsg.): Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914. 2. Aufl. München 1978, S. 45-46

7.2 Kassel 1835-1900

Die Industrialisierung veränderte vielerorts innerhalb kurzer Zeit das Gesicht der Landschaften und Städte. Kassel entwickelte sich im 19. Jahrhundert aus einer Residenzstadt des Kurfürstentums Hessen zu einer Industriestadt.

Die **Abb. 41a** und **b** auf den Seiten 156 und 157 sind entnommen aus: Atlas Kassel und Region Nordhessen. Braunschweig 1981, S. 6 f.



Abb. 41b: Kassel am Ende des 19. Jahrhunderts

7.3 Landwirtschaftliche Wanderarbeiter(innen) (1890)

Moderne landwirtschaftliche Großbetriebe stellten oft nur noch für die besonders arbeitsintensiven Zeiten (z.B. zur Bestellung und Ernte) eine größere Zahl von Arbeitskräften ein. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Zuckerrübenanbau, der erst im 19. Jahrhundert aufkam. Saison- oder Wanderarbeiter kamen im allgemeinen aus Regionen, in denen es an Verdienstmöglichkeiten für die ärmeren Bewohner mangelte. Dies war vor allem in den nordostdeutschen Provinzen der Fall.

Bereits im Januar kommen die „Werber“ nach West- und Ostpreußen, nach Posen, Oberschlesien, um diese Arbeiter für die westlichen Provinzen, für Mecklenburg zum 1. März oder 1. April zu mieten. Cigarren, Bier und Schnaps werden von dem Werber unter die Arbeiter verteilt, jeder Angeworbene erhält 1 Mark Angeld, und nachdem alle Mietsverträge abgeschlossen sind, wird ein gemeinsames Tanzvergnügen von dem Unternehmen veranstaltet.

Einer besonderen Kontrolle dürften diese Wanderarbeiter während ihres vorübergehenden Aufenthaltes seitens der Wohlfahrtspolizei unterliegen, besondere Polizeibestimmungen sollten für das eigenartige Leben dieser Arbeiterschaft in mannigfacher Beziehung in Geltung treten. Bekanntlich nimmt diese Sachsgängerei von Jahr zu Jahr immer größere Dimensionen an, und als die auffallendste Tatsache erscheint dabei der Umstand, daß die Frauen, die Wandermädchen einen zunehmend höheren Prozentsatz ausmachen.

Bei dem Zuckerrübenbau geringeren Umfangs sucht man ausschließlich durch Wanderarbeiterinnen alle Arbeiten verrichten zu lassen, ein Vorarbeiter mit 12, mit 15, 16 oder 20 angeworbenen „kräftigen“ Mädchen führt hier die gesamten Arbeitsleistungen durch. Auf den größeren Gütern und Domänen bilden die Männer nur einen geringen Bruchteil dieser Wanderarbeiter, [...]. Es werden beispielsweise dort neben 20 Männern 50 Mädchen, neben 30 Männern 40 Mädchen, neben 30 Mädchen 15 Männer angeworben und beschäftigt: es werden anderwärts 40, 50 Leute und zwar meistens Mädchen hinzugezogen. Auch in den großen Betrieben, die hundert und mehr Wanderarbeiter beschäftigen, überwiegen die Mädchen und Frauenarbeiterinnen in hervorragender Weise und in noch größerem Missverhältnis. Kurz, es tritt überall die Tendenz hervor, vornehmlich Mädchen als Wanderarbeiterinnen, die die Vorarbeiter, Unternehmer und Aufseher anwerben, zum Rübenbau, zu Erntearbeiten, zum Torfstechen zu verwenden.

Wenn es den Zuckerrübenproduzenten gelingen sollte, überall ledige Mädchen zur Accordarbeit zu erhalten, dann hätten sie die denkbar billigsten Arbeitskräfte gewonnen. Diese Wandermädchen sind thatsächlich das billigste Arbeitsmaterial, und von ihnen erhalten die Vorarbeiter und Aufseher die größten Lohnabzüge als Nebengewinn. Betrachtet man vom volkswirtschaftlichen Standpunkt diese Zustände, so scheint bereits das Lohnniveau und die persönliche Lage dieser Wanderarbeiterinnen zu weit gesunken zu sein, welche nicht allein unter den Scharwerkerinnen¹, sondern auch unter den Fabrikmädchen stehen.

1 Scharwerkerinnen = Gelegenheitsarbeiterinnen.

Schon der Wanderarbeiter erscheint trotz eines höheren Lohnes gegenüber dem geringsten angesehnen Arbeiter um eine Stufe degradiert, er hat nicht die Vorteile des eigenen Hausstandes, der Gemüts- und rechtlichen Beziehungen der Heimat und wird eine missvergnügte, unzufriedene Natur. Und das gilt noch mehr von den Wanderarbeiterinnen, die ohne genügende Schlafstelle, ohne irgendeine Beziehung zum Familienleben monatelang den größten Gefahren in moralischer Beziehung ausgesetzt sind. Die Klagen, welche über die Entartung, Liederlichkeit und den sittenlosen Lebenswandel dieser Wandermädchen erhoben werden, die aus Gemeinden stammen, wo normale, sittliche Verhältnisse herrschen, erscheinen daher erklärlich. Je mehr diese Sachseingängerei sich auf diese Kreise der Frauenbevölkerung erstreckt, desto rascher entsteht ein Mädchen- und Frauenproletariat, desto schneller tritt an die Stelle gesunder, normaler sittlicher Verhältnisse eine Entartung, Entsittlichung der ländlichen Kreise, die für die Zukunft große Gefahren in sich birgt. Es kann ein normales Familienleben nicht mehr bestehen, wenn die Arbeiter Personen, die zwei oder drei uneheliche Kinder geboren haben, heiraten oder gar mit denselben im Konkubinat zusammenleben müssen.

Zakrzewski, C. A.: Zur ländlichen Arbeiterfrage im Osten Deutschlands; in: Schmollers Jahrbuch 14 (1890), S. 891-911, S. 900 f.

7.4 Bevölkerungswachstum und Wohnungsverhältnisse in Hamburg (1886)

Die Veränderungen und Probleme, denen die Städte durch die Industrialisierung ausgesetzt waren, wurden schon von zeitgenössischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern beschrieben und analysiert. Der 1873 gegründete „Verein für Socialpolitik“ thematisierte 1886 insbesondere die Wohnungsnot der ärmeren Schichten. Dabei stellte G. Koch die Situation in Hamburg dar. In der alten Stadt Hamburg mitsamt den Vorstädten St. Georg und St. Pauli und den kleineren Vororten und Landgemeinden an Alster und Elbe war die Bevölkerung seit den 1860er Jahren besonders stark gewachsen. Die Stadt wuchs über ihre alten Grenzen hinaus. Der Stadtstaat Hamburg in seiner heutigen Ausdehnung entstand erst 1938 durch die Angliederung der bis dahin selbstständigen Städte Altona, Harburg und Wandsbek.

Diese starke Bevölkerungszunahme resultiert zum größeren Theile aus der gesteigerten Zuwanderung von auswärts her; denn bringt man die natürliche Bevölkerungsvermehrung (Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen) in Abzug, so verbleibt ein Ueberschuß der Zugezogenen über die Weggezogenen von ungefähr 25 000 Personen in den Jahren 1855 und erreichte im letzten Jahrzehnt den Betrag von 70 000 Seelen.

Die Ursachen dieses großen Zuzugs sind allgemein bekannt und bedürfen weiter keiner eingehenderen Darlegung; sie sind hauptsächlich in der Einführung der Freizügigkeit der Gewerbefreiheit (Bundesgesetz vom 1. November 1867 bezw. 21. Juni 1869) zu suchen. Für das Hamburgische Staatsgebiet war die Gewerbefreiheit bereits im Jahre 1864 eingeführt worden, in welchem Jahre gleichzeitig durch Gesetz die Bestimmung aufgehoben wurde, wonach jeder, der

in Hamburg Grundbesitz erwerben, ein Geschäft betreiben oder sich verheirathen wollte, gezwungen war, sofern er nicht Bürger war, das Bürgerrecht zu erwerben, was mit nicht unbedeutenden Kosten verknüpft war.

Die so gesteigerte Zunahme der Bevölkerung, welche zum allergrößten Theile den arbeitenden Klassen angehörte, die durch Aussicht auf Verdienst nach der Stadt gezogen wurden, hatte in Verbindung mit anderen Ursachen eine anormale Entwicklung der Wohnverhältnisse, insbesondere dieser Bevölkerungsklassen zur Folge, so daß einige Zeit lang ein wirklicher Nothstand eintrat. Der Druck desselben ist zwar nach einigen Jahren zum größeren Theile behoben worden, gänzlich ist jedoch dieser Nothstand seitdem nicht wieder verschwunden, derselbe hat sich vielmehr neuerdings wieder mehr bemerkbar gemacht. [...]

Die Bauthätigkeit Hamburgs war, so lange die Stadt durch Wall und Graben, bezw. durch Thore, welche allabendlich geschlossen wurden, gegen ihre Umgebung abgesperrt und auf einen bestimmt begrenzten Raum beschränkt war, eine hauptsächlich intensive und, da die Einwohnerzahl nicht stark zunahm, eine verhältnißmäßig schwache. In der inneren Stadt wurden die noch unbebauten, als Gärten oder Lagerplätze dienenden Plätze nach und nach zugebaut, alte Häuser wurden niedrigerissen und durch neue ersetzt, welche einer größeren Menschenzahl als zuvor Wohnung und Arbeitsstelle boten.

Die vor den Thoren der Stadt, bezw. Vorstädte liegenden Dörfer hatten sich nur langsam vergrößert, indem es noch als Ausnahme galt, wenn Städter, d.h. Personen, die ihren Erwerb in der Stadt hatten, vor den Thoren wohnten, da der Verkehr mit der Stadt durch den im Winter besonders zeitig eintretenden Schluß der Thore, die so genannte Thorsperre, sehr erschwert wurde. Auch als diese Sperre im Jahre 1861 aufgehoben wurde, war die Bevölkerung der der Stadt benachbarten Dörfer im Vergleich zur Zahl der Bewohner von Stadt nebst Vorstädten noch gering.

Bald aber begann die Bevölkerungszahl in kurzer Zeit bedeutend zu steigen, insbesondere wurde die Entwicklung der zum Theil dicht vor den Thoren, zum Theil wenige Kilometer entfernt liegenden Dörfer durch die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre beginnende starke Zuwanderung von auswärts begünstigt. Sie wurde ferner befördert durch die Anlegung neuer Straßen, wodurch große Terrains der Bebauung erst erschlossen wurden sowie durch die Ausdehnung der Kanalisierung, der Wasser- und Gasleitungen, so daß diese neuen Straßen denen der inneren Stadt ganz gleich gestellt wurden, wie überhaupt die noch vorhandenen Ueberreste einer communalen Selbstverwaltung dieser ehemaligen Dörfer vollständig aufgehoben wurden, so daß sie unter der Bezeichnung „Vororte“ nichts anders als Theile der Stadt Hamburg bilden. Einen wesentlichen Antheil an dem schnellen Wachstum der Vororte hat auch die vermehrte Verkehrsvermittlung in Folge der Errichtung von Pferdebahn-, Omnibus- und Dampfschiffslinien.

Wie sich die Bevölkerung der Vororte im Vergleich zu derjenigen der inneren Stadt sowie derjenigen der ehemaligen Vorstadt St. Georg und der noch jetzt so genannten Vorstadt St. Pauli, welche gewissermaßen den Uebergang zu den Vororten bilden, in den letzten 18 Jahren entwickelt hat, das zeigt die folgende Zusammenstellung.

	Einwohnerzahl im December der Jahre						
	1866	1869	1872	1875	1878	1881	1884
Innere Stadt	154 668	156 563	159 421	169 376	165 908	168 594	163 062
Vorstädte	59 506	73 614	81 898	93 117	104 184	118 654	133 288
<i>Vororte</i>	42 438	52 499	64 345	83 772	104 794	126 301	154 594
Zusammen	256 612	282 676	305 664	346 265	374 886	413 549	450 944

	Durchschnittliche Bevölkerungszunahme in einem Jahre					
	1867-69	1870-72	1873-75	1876-78	1879-81	1882-84
Innere Stadt	632	953	3 318	- 1 156	895	- 1 844
Vorstädte	4 702	2 761	3 740	3 689	4 823	4 878
<i>Vororte</i>	3 354	3 949	6 472	7 007	7 169	9 431
Zusammen	8 688	7 663	13 534	9 540	12 887	12 465

Koch, G.: Ueber die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsklassen Hamburgs sowie über die Versuche, welche zur Besserung dieser Verhältnisse unternommen worden sind, in: Verein für Socialpolitik (Hrsg.): Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhilfe. Gutachten und Berichte. Leipzig 1886, S. 41-55, hier S. 41-43

7.5 Rückblick auf die Verstädterung eines Dorfes in der Nähe von Hamburg (1927)

Wie sich die Ausdehnung der Stadt aus der Perspektive eines Dorfes darstellte, schilderte der Schriftsteller Karl Scheffler (1869-1951) in einem Roman, der stark autobiographische Elemente enthält. Scheffler wuchs in Langenhorn auf, einem Dorf nördlich von Hamburg.

So war es in der Stadt und im Dorf in Johannes früher Jugend, so sah er es noch, als er die Dinge seiner Umgebung wahrnehmen lernte. Aber es blieb nicht mehr lange so. Bald nach dem deutsch-französischen Kriege und nach der politischen Einigung der deutschen Staaten begann eine Wandlung. Zuerst war die Veränderung kaum merkbar, weil das in Jahrhunderten langsam Gewordene Widerstandskraft hatte. Im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege sah es in der Stadt und im Dorfe nicht viel anders aus als vorher. Dann aber setzte das Neue sich um so schneller und vollständiger durch. Jedes Jahr brachte Veränderungen, und bald konnte sich keiner mehr den neuen Lebensbedingungen entziehen. Im Dorfe sogar spürte man die Baulust, die jenen Jahren eigen war. Zuerst wurden weiter oben am Flusse einige große Fabriken gebaut. Sie standen zunächst ganz kurios da mit ihren hohen Ziegelschornsteinen inmitten der Viehweiden. Aber es dauerte nicht lange, bis daneben Häuser entstanden, die zu dem Fabrikstil paßten, bis

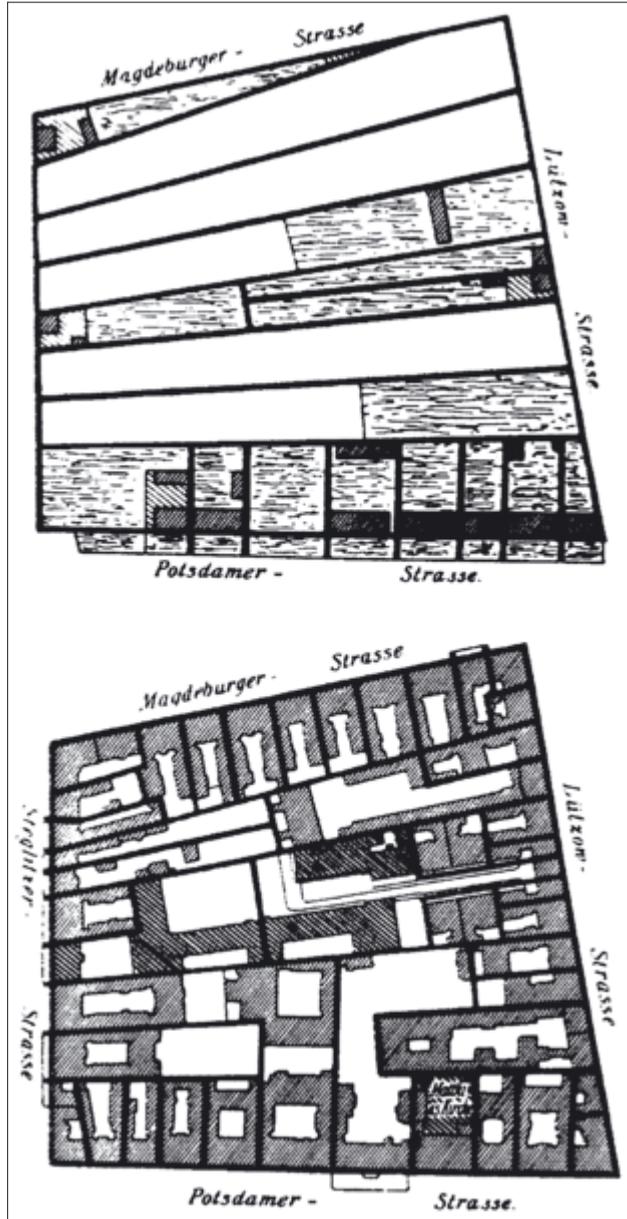
das Grün der Weiden unter großen Haufen von Kohlen, Schutt und Abfall verschwand. Mit den Fabriken kamen Menschen ins Dorf, die dort früher nie zu sehen gewesen waren, es sei denn in Feiertagskleidern als Ausflügler. Es waren Scharen jener Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich von den ländlichen und handwerklichen Arbeitern auf den ersten Blick unterschieden, weil sie nichts gelernt hatten als ein paar Handgriffe, weil kein Berufsgeist in ihnen war, weil sie zur Klasse derer gehörten, die in der Folge Proletarier genannt worden sind. Da der Weg zur Stadt weit war, stellte sich bald das Bedürfnis heraus, für diese Arbeiter im Dorfe selbst Wohnungen zu schaffen. Und da etwas Passendes nicht vorhanden war, entstanden die ersten ärmlichen Mietquartiere. Einsam im Felde erhoben sich hohe, kahle Stockwerkhäuser, in denen arme Familien schmutzig und ohne Behagen nebeneinander hausten; ein ungepflegter, schnell verwahrlosender Hof schloß sich an. Die Häuser und der Raum zwischen ihnen wimmelten von Kindern. Aber es waren Kinder einer neuen Bevölkerung. Die Armut dieser Menschen war eine andere als die Armut der dörflichen Hofarbeiter, ihr Schmutz war ein anderer, es war alles häßlicher und in der Häßlichkeit frecher. Die Industriearbeiter erschienen verkommen, auch wenn es ihnen ganz ordentlich ging; waren sie aber wirklich arm, so schien es, als sei die überliche Armut ihre eigenste Umwelt. Die Männer waren nicht erzogen von einem bestimmten Berufsgeist, die Frauen waren nicht Hausfrauen und Mütter, und die Kinder waren kleine Landstreicher, die in den Gärten Obst stahlen und das Korn auf den Feldern zertraten. Asche und Kehrlicht war verstreut, mitten im keimenden Roggen lagen rostige Blechdosen, altes Emaillegeschirr, zerbrochene Töpfe und Küchenabfall.

Die Stockwerkhäuser brauchten besondere Anlagen für Licht, Wasser und Kanalisation, weil die Zusammenballung vieler Menschen in einer Wohnkaserne eine gewisse Sorge für die Volksgesundheit erfordert. Es wurden diese neuen Häuser darum mit Wasserleitung und Gasleitung versehen. Das ganze Dorf wurde umgewühlt, um Anschluß an die weiter flußabwärts gelegenen Hauptrohre zu gewinnen. Als die Leitungen dann aber einmal lagen, ging man gleich auch zur Gasbeleuchtung der Straßen über. Und es kam schnell die Überzeugung auf, eine Wasserleitung im Hause sei bequemer als eine Pumpe im Hofe, und Gas sei vornehmer als Petroleum. Die alten Dorfbewohner ergriffen die Gelegenheit und sprachen vom Fortschritt der Zeit. Sie begannen zu überlegen, ob sie ihren im Preis bedeutend gestiegenen Boden nicht besser ausnutzen könnten, ob sie ihr einstöckiges Bürgerhaus nicht niederreißen und an seine Stelle ein Mietshaus mit vielen Wohnungen und Stockwerken ausführen lassen sollten. Der Geist der Spekulation erwachte. Für jene Arbeiter- und Mietshäuser mußten neue Straßen angelegt werden. Sie konnten naturgemäß nur auf den Wiesen und Feldern angelegt werden, die den Bauern gehörten. Wie ja auch die Fabriken auf altem Weideboden entstanden. Der Boden mußte also den Bauern abgekauft werden. Und diese verstanden die heraufkommende Zeit gut genug, sie waren geschickt genug im Rechnen, um die Preise zu treiben. Da sie zudem in der Gemeinde Einfluß hatten, unterstützten sie eine Politik, die die Ansiedlung neuer städtischer Bevölkerungsteile förderte; sie taten, wo immer sie ihren Vorteil sahen, was in ihrer Kraft stand, um den ländlichen Grundbesitz in Bauplatz und Straßenland zu verwandeln.

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Leipzig 1927, S. 27-29

7.6 Verdichtete Bebauung in Berlin (1850/51-1902)

Der Strom der Zuwandernden führte in den Großstädten nicht nur zu einer räumlichen Ausdehnung in Form neuer Wohngebiete, sondern auch zu einer immer dichteren Bebauung der älteren Stadtteile. Für Berlin war der Bau mehrerer hintereinanderliegender Mietshäuser charakteristisch, weil die Grundstücksparzellen sehr tief waren.



Teuteberg, Hans J./ Wischermann, Clemens: Wohnalltag in Deutschland 1850-1914. Bilder – Daten – Dokumente. Münster 1985, S. 174

Abb. 42: Planaufnahme einer Berliner Baublockparzelle im Jahr 1850/51 (oben) und 1902 (unten)

7.7 Mit der Eisenbahn im Ruhrgebiet unterwegs (1856)

Das Gebiet nördlich der Ruhr entwickelte sich seit den 1840er Jahren in kurzer Zeit aus einer Region, die von kleinen Dörfern und Landwirtschaft geprägt war, zu einer industriellen Stadtlandschaft, der Kohleförderung, Erzverhüttung und Stahlerzeugung den Stempel aufdrückten. Dieser Prozess beruhte wesentlich darauf, dass es durch den Einsatz von Dampfmaschinen zum Wasserabpumpen möglich wurde, auch Kohlenflöze in großer Tiefe zu erschließen. Mit dem immer engmaschigeren Eisenbahnnetz stand zudem ein effektives Transportmittel zur Verfügung.

Wir sind in *Dortmund*, neben dessen altersgrauen Mauern sich in eigenthümlich bedeutsamer Weise Vergangenheit und Gegenwart die Hand reichen. Dicht nebeneinander nämlich liegen hier der Hügel mit der alten absterbenden Linde, worunter einst „des hilgen rykes hemelike camer“, der berühmte oberste Freistuhl auf rother Erde stand und die Feme ihre Freigrafen, Schöffen und Frohnen versammelte, und der Eisenbahnhof mit seinen unübersehbaren Stationsgebäuden und seinem Menschengewühl, mit seinen zischenden und dampfenden Locomotiven, deren schwarze Rauchsäulen vom Nordwinde gefaßt durch die dürtige Blätterkrone des alten heiligen Baumes wallen, deren Rasseln und Pfeifen die poetischen Schauer der einst so stillen alten Malstätte ausgetrieben haben.

Auf dem dortmunder Bahnhofs, der ein sehr schönes und geräumiges Hauptgebäude hat, ist immer ein gewaltiges Gedränge von Menschen und Waaren; es ist die Hauptzwischenstation zwischen Minden und Köln. Hier im Mittelpunkte des eigentlichen Kohlenreviers der Grafschaft Mark wird der größte Theil dieses wichtigen Versendungsgegenstandes verladen; hier sind die Maschinenwerkstätten, die Locomotivwerkstätten, die zur Coaksfabrikation dienenden Gebäude, die großen Waggonenschuppen, kurz eine ganze kleine Eisenbahnstadt. Dazu kommt, daß der dortmunder Bahnhof zugleich für die hier sich abzweigende und durch die industriellen Bezirke von Herdeke, Hagen, Barmen, Elberfeld führende Märkisch-Bergische Eisenbahn dient, sowie sich hier ebenfalls die Dortmund-Soester Bahn abzweigt. [...]

Wir verlassen Dortmund und berühren nur noch ein paar Stationen auf westfälischer Erde, darunter *Herne-Bochum*, hinter welcher rechts die alte Wasserburg Strünkede auftaucht, der Schlupfwinkel weiland Ritter Jobst von Stünkede's [...]. Kurz hinter der Station *Gelsenkirchen* erreichen wir die Grenze der Grafschaft Mark. Essen, dessen Bahnhof 25 Minuten von der Stadt entfernt ist, liegt bereits jenseits der Grenze, im Lande der Berge, wenigstens gehört es jetzt dem Regierungsbezirk Düsseldorf an, während es früher ein reichsunmittelbares Gebiet einer hochgeborenen Dame war, welche sich „des Kaiserlichen freiweltlichen Stiftes Essen Aebtissin, des Heiligen Römischen Reichs Fürstin, Frau zu Breisich, Rellinghausen und Hukarde“ nannte. [...] Die Stadt liegt wie gesagt beinahe eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt in einer fruchtbaren hügeligen Gegend, und der betriebsame verkehrsreiche Ort gewährt, wenn man ihn von der Höhe herab, welche ihn von der Eisenbahnstation trennt, vor sich liegen sieht, ein sehr freundliches Bild, das nur etwas zu sehr von Kohlenstaub geschwärzt, von Hochöfen überqualmt ist. [...] Die nächste Station ist *Berge-Borbeck*, einst ein

Lustschloß der Fürst-Aebtissin von Essen, jetzt ein Rittergut, das einen Teil seines Areals zu den großen Hochöfenanlagen des „Phönix“ hergegeben hat, an denen die Schienenstraße sich unmittelbar entlangzieht. Linksab von hier führt eine Straße nach dem nahen Mülheim an der Ruhr, das in anmuthiger dichtbevölkerter Landschaft neben dem von einer schönen Kettenbrücke überspannten Fluß liegt, über ihm auf der Höhe die alte Herrschaft Broich – lebhaft, verkehrreich, fabrikthätig und industriös, wie sie das alle sind, diese Städte des Ruhr- und Lippelandes. Die Eisenbahn aber führt uns nach *Oberhausen*, mitten in eine Landschaft, welche eine Staffage von nordamerikanischem Gepräge hat: Wir befinden uns in ödester Sandgegend, die kaum dürftigen Fichtenaufschlag nährt, in einer wahren Urhaide; und mitten in ihr erblicken wir die Schöpfungen des modernsten Culturlebens, eben aus dem Boden gestiegene Stationsgebäude, Häuser, Hotels, Fabriketablissemments, und ehe viel Zeit verfließt, wird mit amerikanischer Schnelligkeit eine Stadt aus diesen Sandhügeln aufwachsen, das verbürgt der Knoten der Bahnlinien, der hier sich schürzt. Linkshin nämlich zieht der Schienenstrang der Köln-Mindener Bahn nach Duisburg, in gerader Linie vor uns fort der nach Ruhrort, rechtsab wirft sich der nach Wesel, Emmerich, Arnheim, Amsterdam; eine neue Linie nach Mülheim an der Ruhr wird gebaut, von Mülheim wird sie in zwei Abzweigungen links nach Essen, Steele, Bochum, Witten ziehen, rechts das Ruhrthal hinauf laufen. Bald nachdem wir Oberhausen verlassen, donnern die Bogen der zinkbedeckten Ruhrbrücke unter unsern Waggons, und wir gelangen nach *Duisburg*, das etwa fünf Minuten weit vom Stationsgebäude rechtsab liegen bleibt – eine alte Reichsstadt, früher schon, als die Mündung der Ruhr beherrschend, von Bedeutung. [...]

Obwol es sich durch Handelsthätigkeit und Industrie von dem Aufschwung der Neuzeit nicht ausschließt, hat es doch viel an das mächtig emporblühende, den Kohlenhandel Westfalens mit dem Rheinlande zum größten Theil vermittelnde Ruhrort, diese Schöpfung der Gegenwart verloren, das mit seinem ausgezeichneten Rheinhafen, seinen Werften und seinen Docks es an Wichtigkeit für Schiffahrt, Spedition und Verkehr jetzt bereits überflügelt.

Schücking, Levin: Von Minden nach Köln, Schilderungen und Geschichten. Leipzig 1856; zit. nach: Parent, Thomas/Stachelhaus, Thomas: Stadtlandschaft Ruhrrevier. Bilder und Texte zur Verstädterung einer Region unter dem Einfluß von Kohle und Stahl (Westfälisches Industriemuseum Schriften, 11). Essen 1991, S. 128

7.8 Werbung für Industriegebiete (1911)

Über die Standorte der Fabriken wurde in den ersten Jahrzehnten der Industrialisierung oftmals zufällig und individuell entschieden. Als aber den Gemeinden und Städten die positiven und negativen Auswirkungen industrieller Ansiedlungen zunehmend bewusst wurden, gingen sie zur bewussten Planung und Einrichtung von Industriegebieten über.

**Terrains am Industrie- und Handelshafen
zu BREMEN**

werden käuflich, mietweise oder zu Erbbaurecht zu billigen Preisen
abgegeben.

Die für Fabrikanlagen zur Verfügung stehende Fläche ist insgesamt 2 500 000 qm gross. Die Wasserfläche der verschiedenen Hafenbecken wird nach Vollendung der Gesamtanlage ca. 48 ha, die nutzbare Uferlänge 7100 m betragen. Durch die Schleuse, für deren Benutzung ein Schleusengeld nicht erhoben wird, wird der Wasserstand im Hafen auf möglichst gleichmässiger Höhe gehalten und so den Interessenten eine einfache Ausgestaltung der Kaianlagen ermöglicht.

Die Terrains können staatlicherseits mit Wasser- und Gasleitung, Kanalisation, sowie mit elektrischem Lichtanschluss versehen werden. **Elektrische Kraft** wird vom bremischen Staat am Weserwehr bei Bremen gewonnen und kann zu **sehr billigen Preisen** abgegeben werden. Gleisanschluss kann überall hergestellt werden. In unmittelbarer Nähe des Hafens wird ein Rangierbahnhof angelegt. Nicht am Wasser belegene Terrains können zu besonders vorteilhaften Bedingungen abgegeben werden.

Ausserhalb des eigentlichen Fabrikenterrains sind grössere Flächen im Staatsbesitz für den Bau von Arbeiterwohnungen vorgesehen. Es ist ein Verein vorhanden, der auf gemeinnütziger Grundlage die Errichtung von Arbeiterhäusern und deren Vermietung übernimmt, wobei staatsseitig die Anlegung der Strassen nebst Zubehör ausgeführt wird.

Das neue Hafengebiet erhält noch in diesem Jahre Strassenbahnverbindung nach der Stadt und nach dem entfernteren Landgebiet. Die Umwandlung der Verbindung nach der Stadt in eine Schnellbahn ist vorgesehen.

Der unterzeichnete Verein, dem Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, der Handelskammer sowie Vertreter der Schifffahrtsgesellschaften, der Grosseindustrie und des Bankgewerbes angehören, hat sich die Aufgabe gestellt, Interessenten jede gewünschte Auskunft zu erteilen und ihnen bei Verhandlungen behufs etwaiger Ansiedelung seine Dienste unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Der Industrieförderungsverein Bremen.
Geschäftsstelle: Haus Schütting.

<p>F. C. Biermann, Senator, Vorsitzendes.</p>	<p>Dr. C. Glaud, Syndikus der Handelskammer, Gesamtvorsitzendes.</p>
--	---

Abb. 43: Terrains am Industrie- und Handelshafen zu Bremen

Bremen wird hell. 100 Jahre Leben und Arbeiten mit Elektrizität (Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte/Focke-Museum, 92). Bremen 1993, S. 229

7.9 Kanalisationsprobleme in Frankfurt a.M. (1868)

In Verbindung mit dem vermehrten Wissen um die Bedeutung der Hygiene für die Volksgesundheit stellte die Zunahme der Bevölkerung die städtischen Behörden vor enorme Probleme, v.a. hinsichtlich der Entsorgung der gewerblichen und privaten Abwässer und der Beschaffung sauberen Trinkwassers. In Frankfurt/M. trat der Sanitätsrat Georg Varrentrapp dafür ein, wie in anderen Städten ein ausgeklügeltes Kanalisationssystem zu schaffen und in die Häuser und Wohnungen Wasser Klos einzubauen.

In sehr vielen Strassen der alten und der neuen Stadt finden sich gar keine Kanäle. Das Haus- und Küchenwasser, vermischt mit dem Strassenkoth, läuft in zwei neben den Fusssteigen angebrachten Rinnen 6-800 Fuss weit, bis es endlich in der alten Stadt einen Kanal, in der neuen Stadt eine Senkgrube trifft, in welche es sich ergiesst. Diese ganze Schmiere steht oder (soweit der Besen oder zufällige Wassermengen nachhelfen) fliesst langsam voran, bietet dem Auge ihren Schmutz, der Nase ihre Düfte, überfluthet, zumal bei Frost und bei stärkerem Gefälle der Strassen, wohl auch die ganze Strassenbreite (z.B. die Hochstrasse an ihren beiden Enden usw.). In einer ziemlich grossen Anzahl von Strassen der Altstadt finden sich direkt und perpendikulär (*senkrecht*) in den Main mündende Kanäle mit zahlreichen Seitenkanälen der Nebenstrassen. Diese nehmen das Strassen-, Haus- und Industrierwasser auf; der Grubeninhalt ist gesetzlich davon ausgeschlossen, aber in Wirklichkeit gelangt ein nicht geringer Theil desselben, namentlich des flüssigen überfließenden, dennoch dorthin. Bei Hochwasser tritt der Fluss durch sie in die niedrig gelegenen Strassen und übergiesst diese mit dem Kanalinhalt. Diese Kanäle sind alle, ohne Ausnahme, schlecht gemauert, nach übermässiger Ausgrabung des Bodens aus schlechtem Material in mangelhafter Form und Grösse hergestellt; [...]

Schreiten wir nun von den Kanälen zu den Häusern selbst, so finden wir in den älteren und ärmeren derselben gar verschiedene Zustände. Manche, aber wenige, haben keinerlei Gruben, sondern im Höfchen oder auch unter der Treppe kaum verschlossene Kübel stehen, die von Zeit zu Zeit in die Kehrriechwagen entleert werden. Wo sich Gruben finden, sind sie meist klein, nur selten hinreichend dicht, meist mit steinernen, selten mit hölzernen, neuerlich mit eisernen Fallrohren versehen. Der von den meist in der Mitte der Häuser gelegenen Abtrittssitzen aus sich verbreitende Ammoniakdunst ist in manchen Häusern, selbst wenn sie eine Tiefe von nur 50-60 Fuss haben, in zwei Strassen münden und im Erdgeschoss durch die gegenüberstehenden Hausthüren fast fortwährend Durchzug gewähren, dennoch so stark, dass Nase und Auge des Eintretenden augenblicklich auf das empfindlichste ergriffen werden. In etlichen der besseren und neueren Häuser finden sich gut eingerichtete Wasserclouette (einige unserer grösseren Bauspeculanten erklären, grosse elegante Häuser ohne Wasserclouette weniger leicht verkaufen zu können), in der Mehrzahl derselben dagegen gemauerte mehr oder minder gut cementirte, ziemlich grosse Abtrittsgruben in oder dicht neben den Häusern; sie stehen durch die Fallrohre mit dem Innern des Hauses in direkter Verbindung und werden alle paar Monate, meist alle paar Jahre, entleert. Sehr viele dieser Häuser innerhalb und vor den alten Stadtgrenzen, zumal wenn sie einen auch nur kleinen Garten besitzen, lassen die Flüssigkeiten der Abtrittsgruben in Senkgruben oder in den Stadtgraben oder auch in die Stadtkanäle laufen, wogegen wegen der grossen Häufigkeit die Behörde nicht mehr einschreitet. Im

grossen Ganzen sind sie überhaupt als undicht anzusehen. Solchergestalt werden die Fundamente der Häuser durchfeuchtet, der Untergrund wird immer mehr inficirt und das sogen. Brunnenwasser verdorben. Ich habe in der Schnurgasse schwärzliches, auf dem Rossmarkt grünliches Wasser in Häusern gefunden, welche noch vor zehn Jahren recht gutes Wasser hatten; auch in den Vorstädten, selbst in der Nähe der hinreichend breiten Promenade nimmt die Verunreinigung des Trinkwassers sehr rasch zu; der beliebte Brunnen in der Ecke der Mainzer Landstrasse und der Taunusanlage ist durch organische Beimischungen in hohem Grade verunreinigt.

Varrentrapp, Georg: Ueber Entwässerung der Städte, über Werth und Unwerth der Wasserclosette, über deren angebliche Folgen: Verlust werthvollen Düngers, Verunreinigung der Flüsse, Benachtheiligung der Gesundheit, mit besonderer Berücksichtigung auf Frankfurt/M. Berlin 1868, S. 4 ff.

7.10 Obdachlosenbaracken in Berlin (1872)

Viele der Menschen, die auf der Suche nach Verdienstmöglichkeiten in die Städte strömten, konnten zunächst nur in Behelfsunterkünften unterkommen. Die Zeichnung erschien 1872, also während der „Gründerjahre“, in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“



Abb. 44: Obdachlosenbaracken in Berlin, 1872. Holzstich nach einer Zeichnung von Georg Koch. Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

Kraft, Herbert: Immer ging es um Geld. Einhundertfünfzig Jahre Sparkasse in Berlin. Berlin 1968

7.11 Wohnungsverhältnisse in deutschen Großstädten (1886/87)

In den aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung schnell wachsenden Städten fehlte es an billigen und geräumigen Wohnungen für die zuziehenden Arbeitermassen. Aufgeschlossenen Beobachtern aus bürgerlichen Kreisen war das Problem wohl bewusst. Johannes von Miquel (1828-1901) war u.a. Oberbürgermeister von Frankfurt am Main.

Die rasche Entwicklung der Großstädte, das massenhafte Zuströmen von Arbeitern nach den selbst betriebenen Gewerben und Fabriken, die Nothwendigkeit für die Arbeiter, in der Nähe der Betriebsstätten zu wohnen, die mit dem Wohnen in dem betreffenden Stadtteil verbundenen Vortheile und Annehmlichkeiten haben in der modernen Entwicklung die Wohnungsnoth namentlich vorübergehend vermehrt; doch läßt sich wohl kaum behaupten, daß die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen gegen frühere Zeiten im allgemeinen schlechter geworden seien. In den älteren Städten, deren Bebauungsgrenze namentlich durch Festungswerke eingeengt war, mit schlechter Ventilation, engen Straßen, mangelhafter Ent- und Bewässerung, waren die Verhältnisse von jeher vielleicht noch schlechter als in den heutigen offenen Großstädten und wurden es, wenigstens wenn der wachsenden Bevölkerungsziffer nicht die erforderliche Expansion der bebauten Fläche entgegengestellt werden konnte. Von verschiedenen Städten ist dies ausdrücklich bezeugt, ja selbst von offenen Städten wie beispielsweise Leipzig wird schon im vorigen Jahrhundert über Überbevölkerung und Wohnungsnoth berichtet. In den meisten Städten begann man erst Ende des vorigen Jahrhunderts das Bauwesen durch Bauordnungen einigermaßen zu regeln und noch heute erkennen wir an der vorhandenen Bauart die guten Früchte dieser Bauordnungen, wie dies namentlich in unserer Stadt Frankfurt der Fall ist. Meist wurden zwar früher nur die Gesichtspunkte der Feuersicherheit, der Standfestigkeit und der Rechtsverhältnisse zu den Nachbarn berücksichtigt. Erst neuerdings ist die sanitäre Seite der Bauten in den Vordergrund getreten, hat aber nur noch wenig einwirken können. Andererseits haben die in vielen großen Städten bereits durchgeführten, in anderen in der Durchführung begriffenen Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege, die Entwässerung der Städte, die Zuführung guten Wassers, die Wegräumung der engen Stadtteile, die Herstellung breiter luftiger Straßen, die Erweiterung des Bebauungsfeldes u.s.w. auch viel dazu beigetragen, die vorhandenen ungesunden Wohnungen selbst im Inneren der Städte zu verbessern und die Überfüllung derselben weniger schädlich zu machen. Gerade den unteren Volksklassen sind diese großen, auf öffentliche Kosten durchgeführten sanitären Maßregeln in hohem Grade zu gute gekommen; sie deuten zugleich den Weg an, in welche Richtung weiter vorgegangen werden muß. In diesen wie in anderen Beziehungen leben wir in Übergangszuständen, welche allmählich zum Besseren führen. Diese allgemeinen sanitären Maßregeln des Staates und der Gemeinden können indeß allein die Wohnungsnoth nicht steuern, in manchen Beziehungen haben sie sogar dieselbe verschlimmert. [...]

Der sogenannte Kasernenstil ist immer üblicher geworden. Das Steigen der Preise des Grundbesitzes drängte zur steten Vermehrung der Geschosse. Infolge dessen ist die Anzahl der im vierten und in den höheren Obergeschossen wohnenden Menschen fast überall ganz unverhältnismäßig gestiegen. Derselbe Grund hat zur stärkeren Bebauung der Höfe geführt und eine unverhältnismäßige Vermehrung der Hinterwohnungen veranlasst. Die Anzahl der Wohnungen mit Miethpreisen ge-

ringster Größe hat sich seit den letzten Jahrzehnten meistens vermindert, aber wohl nur deswegen, weil die Miethpreise gestiegen, nicht weil bessere Wohnungen an die Stelle der schlechteren getreten sind. In vielen großen Städten wohnt noch immer eine große Anzahl Menschen in Wohnungen ohne alle heizbare Zimmer, während zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ der gesammten Bevölkerung auf Wohnungen mit 1 heizbaren Zimmer mit oder ohne Zubehör angewiesen ist. In Berlin beispielsweise wohnten im Jahre 1880 0,9% der Gesammtheit in nicht heizbaren Räumen, 43,8% in Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer und 27,7% in Wohnungen mit 2 heizbaren Zimmern: 72,4% aller Bewohner daher in sog. kleinen Wohnungen. Aehnlich verhält es sich in den übrigen großen Städten. Die Wohnungen mit 1 heizbaren Zimmer haben überall am stärksten im 3., 4., 5. Stock und im Dach zugenommen, während die häufig mit gewerblichen Betrieben verbundenen Kellerwohnungen eine geringere Zunahme zeigen und weniger überbevölkert sind. Das von Dr. Schwabe in Berlin aufgestellte Gesetz über das Verhältnis des Miethpreises der Wohnungen zum Gesamteinkommen ist durch die neueren Untersuchungen für alle Großstädte bestätigt. Nach demselben steigen mit sinkendem Einkommen die Ausgaben für die Wohnung. In vielen großen Städten zahlen die unbemittelten Volksklassen bis zu 30% ihres Gesamteinkommens für Wohnung und werden durchschnittlich die Miethpreise für kleine Wohnungen zwischen 20 und 29% des Gesamteinkommens betragen. Dies führt zu dem System der Aftervermietung (*Untervermietung*), der Theilung der Wohnungen und der Aufnahme von Schläfern, mit einem Wort zur Überfüllung der Wohnungen mit allen ihren gefährlichen Folgen für die physische und moralische Gesundheit. Wohnungen ohne heizbare Zimmer oder mit 1 heizbaren Zimmer mit und ohne Zubehör mit mehr als 6 Bewohnern und Wohnungen mit 2 heizbaren Zimmern mit mehr als 10 Bewohnern sind wohl unzweifelhaft als überfüllt zu bezeichnen. Unter dieser Voraussetzung waren in Berlin im Jahre 1880 von 198 640 Wohnungen 22 890 übervölkert. Nimmt man dagegen die Überbevölkerung dann als vorhanden an, wenn mehr als 2 Personen in 1 heizbaren Zimmer und mehr als 4 Personen in 2 heizbaren Zimmern wohnen, so würde im Jahre 1880 in Berlin mehr als $\frac{1}{3}$ der gesammten Einwohner in übervölkerten Wohnungen gewohnt haben. [...]

Ich kann an dieser Stelle auf die Einzelheiten nicht näher eingehen und muß in dieser Beziehung auf die Drucksachen verweisen. Kommt in den traurigen Zahlen über Größe, Preise, Bevölkerung der Wohnungen der ärmeren Klassen noch der häufige, kostspielige und demoralisierende Wohnungswechsel, die schlechte Beschaffenheit der von den Eigenthümern nur gar zu oft vernachlässigten Wohnungen, die absolute Gesundheitswidrigkeit einer großen Anzahl niedriger, schlecht gelüfteter, feuchter Wohnräume, die unverhältnismäßige Höhe derselben, die Mangelhaftigkeit der Hofräume, der Aborte und eine Reihe sonstiger, vorzugsweise bei den kleinen Wohnungen hervortretender Übelstände, so wird wohl von keiner Seite bestritten werden, daß die bestehenden Wohnungszustände für die unteren Klassen mit Recht den Namen Wohnungsnoth verdienen und dass hierin unserem sozialen Leben eine der größten Schattenseiten der modernen Zeit vorliegt, gegen welche anzukämpfen alle Gründe sozialen Fortschrittes, staatlicher Sicherheit, menschlichen Mitgefühls und humaner Fürsorge zur Pflicht machen.

Miquel, Johannes von: Referat über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klases in deutschen Großstädten, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik 33 (Verhandlungen von 1886). Leipzig 1887, S. 5-17

7.12 Wohnverhältnisse im Dachgeschoss eines Münchener Mietshauses (1898)

Eine katholische Arbeiterorganisation führte im Dezember 1898 eine Untersuchung über die Wohnverhältnisse der ärmeren Bevölkerungsschichten in München durch. Einen Auszug aus dem Bericht druckte die Neue Bayerische Zeitung im voraus ab. Der Text gibt diejenige Passage wieder, in der die Verhältnisse in einem Dachgeschoss beschrieben werden.

Es ist ein vierstöckiges, mit dem Dachgeschoß fünfstöckiges Gebäude mit dunklem Treppenhause, dunklen Gängen und Wohnungen, das wir betreten. In dieser Mietskaserne wohnen nicht weniger als 115 Menschen. Mehr als der dritte Theil davon, die Armen und Ärmsten, wohnen im Dachgeschoß [...] dicht gedrängt zusammen. Ursprünglich für vier Wohnungen berechnet, dient nun dieser abgetheilte Dachraum 6 Familien mit 17 Kindern unter 4 Jahren und 5 Aftermiethern (Schlafgängern), zusammen 41 Personen, als Wohnung.

Die erste Wohnung, die wir betreten, hat ein lungensüchtiger, todtkranker Maurer mit seiner 8köpfigen Familie inne. Die Wohnung war aufgeräumt und reinlich und besteht aus 3 Zimmern und einer Küche. Der erste 45,7 cbm große Raum bildet das Wohnzimmer sowie das Schlafzimmer für den kranken Mann, die Frau und 2 Kinder unter 14 Jahren. Ein Bett und ein „Divan“¹ bilden die Schlafstätte für die vier. Das zweite Zimmer mit dem Zugang durch den vorgenannten Raum ist 13,7 cbm groß und an einen Zimmerherrn für monatlich 5 Mark abvermietet. In dem dritten Zimmer, 14,2 cbm groß, schlafen die beiden Söhne, während 2 Kinder, auch noch unter 14 Jahren, in der Küche, die 12,3 cbm groß ist, nächtigen müssen. Die ganze 85,9 cbm große Wohnung kostet 26 Mark. Vor anderthalb Jahren war der Miethpreis 13 Mark. Das Einkommen der Familie setzt sich zusammen aus der Krankenunterstützung, aus 32 Mark Kost- und Schlafgeld der beiden Söhne und aus den 5 Mark, welche für Vermietung des Zimmers eingehen. Der Frau traten bei Schilderung ihrer Lage die Thränen in die Augen. Wir mußten uns abwenden, denn uns ging es ebenso.

Die zweite kontrollirte Wohnung nebenan, von einem Schmiedegehilfen gemietet, besteht aus 3 Zimmern, einer Kammer und Küche. Obwohl die 10 Köpfe starke Familie, Eltern, 7 Kinder unter 14 Jahren, die Wohnung dicht genug belegen könnten, so sind doch 1 Zimmer, die Kammer und die Küche an eine weitere Familie abvermietet. Die Ursache hiervon ist das geringe Einkommen. Der Schmied verdient nämlich 75 Mark durchschnittlich im Monat, während die Frau etwa 10 Mark beibringt. Die Wohnung allein aber kostet 40 Mark; ein geradezu horrender Preis, da oben unterm Dach, ohne Wasserleitung und Kloset, bei einer Größe von 125,7 cbm Luftraum. Der Mann aber mußte sie nehmen, weil man ihn mit seinen 7 Kindern nicht leicht anderswo hineinläßt. Um sich und die Seinigen zu ernähren und die Miete erschwingen zu können, muß er sich jedoch auf 2 Zimmer beschränken. Diese sind 92,6 cbm groß und dienen nicht nur den 10 zur Familie gehörigen Personen, sondern auch noch 2

1 Ein Divan (Diwan) ist eigentlich eine niedrige gepolsterte Liege ohne Rückenlehne und in der Regel ein Möbelstück in bürgerlichen Salons.

Schlafgängern als Wohn-, Koch- und Schlafräum. Für die 12 Personen sind 7 Betten, ein Kinderbett mitgerechnet, vorhanden. Ein Schlafgeher schläft auf einem Strohsack am Boden, während der andere ein Bett mit einem Kinde theilt. Durch das Abvermieten des einen Theils der Wohnung werden 18 Mark verdient, während die Schlafgänger zusammen 9 Mark monatlich bezahlen, so daß sich die Miete auf 13 Mark im Monat verringert.

Wie sehr aber die sittlichen und gesundheitlichen Verhältnisse bei solchen Zuständen leiden, liegt auf der Hand. Ein Kubikluftraum von 7,7 cbm auf eine Person ist denn doch zu wenig und steht in gar keinem Verhältnis mehr zu den hygienischen Anforderungen, zumal die Wohnung den ganzen Tag benützt wird. Die in dieser Wohnung herrschende Atmosphäre, der Dunst etc. nöthigten uns bald, diese Stätte des Elends wieder zu verlassen. Aber wo wir uns auch hinwenden mochten, überall traurige Wohnungsbilder, überall Überfüllung und Aftermiethe und theilweise sehr bedenkliche, auf traurige sittliche Verhältnisse hinweisende Erscheinungen. Für sämtliche 41 Personen ist ein Abort vorhanden, Antheil von Keller, Speicher oder Waschkhaus hat keine der Parteien. Der Kubikluftraum der sämtlichen im Dachgeschoß befindlichen Wohnungen beträgt 384,1 cbm. Es trifft sonach im Durchschnitt auf eine Person 9,36 cbm, also noch weniger als den Zuchthäuslern gewährt werden muß und wird. Der Miethpreis sämtlicher Wohnungen macht 124 Mark monatlich, während der Verdienst sämtlicher Miether 392 Mark beträgt. Es muß also für Miete mehr wie ein Viertel des Verdienstes aufgebracht werden.

Neue Bayerische Zeitung v. 29.12.1898; zit. nach: Teuteberg, Hans J./Wischermann, Clemens: Wohnalltag in Deutschland 1850-1914. Bilder – Daten – Dokumente. Münster 1985, S. 185

7.13 Krankheit und Wohnsituation

Die seinerzeit größte Berliner Krankenkasse, die „Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker“, führte von 1901 bis 1920 eine Untersuchung über die Wohnverhältnisse in der Stadt durch. Dabei stützte sie sich hauptsächlich auf Erhebungen und Berichte, die die Krankenkontrollure bei ihren Hausbesuchen erstellten. Ferner dokumentierten sie die Wohnungen fotografisch.

Die Tabellen J 3-4 bringen die Verteilung der Patienten nach der Zahl der Fenster. Ueber die hygienische Notwendigkeit heller, trockener Räume zum Aufenthalt für Menschen brauchen keine Worte verloren werden, so wenig es neuer Beweise dafür bedarf, dass die Schädigungen, welche durch Feuchtigkeit entstehen auf den Organismus kranker Menschen besonders schädlich wirken. [...]

Unter den „dauernd wirksamen“ Ursachen wäre unseres Erachtens auch der Umstand zu rechnen, dass die Fertigstellung unserer Massenmietfhäuser sehr überhastet wird; das Bestreben, möglichst zum allgemeinen Ziehtermin, dem 1. April oder 1. Oktober, fertig zu werden, ist ganz verständlich, aber es hat, besonders zum April, doch den grossen Uebelstand zur Folge, dass von einer gründlichen Austrocknung der Häuser und einzelnen Räume nicht gesprochen

werden kann. Es wird uns entgegengehalten werden, dass die Häuser erst bezogen werden können, wenn die polizeiliche Abnahme erfolgte, aber diese Abnahme erfolgt wohl nach allgemeinen Gesichtspunkten, nimmt dagegen, unserer Meinung nach, nicht genügend Rücksicht darauf, dass in die Mittel- und Kleinwohnungen meist Leute ziehen, deren ökonomische Lage es ihnen gar nicht ermöglicht, all die guten Lehren zu befolgen, welche bezüglich der Behandlung der Wohnung gegeben werden. Wenn es auch vielen Hausfrauen bekannt ist, dass es sich empfiehlt, in der in einem Neubau gemieteten Wohnung, wenn möglich, schon vor dem Einzug tüchtig zu heizen und die Fenster zu öffnen und dies nachher fleissig fortzusetzen, so ist dieser Rat für die Frau, welche bei kargem Wirtschaftsgeld mit jedem Pfennig zu rechnen gezwungen ist, eben praktisch nicht durchführbar; die Wohnung ist feucht und bleibt es oft genug für immer. – Es kann völlig zugegeben werden, was von den Herren Hausbesitzern so gern häufig betont wird, dass mancherlei Mängel auf fehlerhafte Benutzung der Wohnungen zurückzuführen sind. Wir selbst haben unsere Krankenkontrolleure in den Stand gesetzt, den Mietern mit Ratschlägen zur Verhütung der Feuchtigkeit an die Hand zu gehen, und es ist richtig, dass sich mancherlei Gewohnheiten eingebürgert haben, welche im Widerspruch mit hygienischen Grundsätzen stehen. Aber auch hier muss doch beachtet werden, dass die Gewohnheiten recht häufig hervorgegangen sind aus Zwangslagen der betreffenden Bevölkerungsschichten; so leicht es ist, zu tadeln, dass in der Küche gewaschen wird, trotzdem eine Waschküche benützt werden könnte, so schwierig ist es für die Proletarierin, die Kinder in der Wohnung allein zu lassen, um in die Waschküche zu gehen; dazu kommt dann noch, dass doppeltes Feuerungsmaterial benötigt würde.

Verteilung der in Familien wohnenden Patienten nach Zahl der Fenster ihrer Aufenthaltsräume (Hinterhaus)												
Patienten leiden an	ohne Fenster		1 Fenster		2 Fenster		3 Fenster		4 Fenster		Gesamt	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Erkrankungen der Lunge	3	–	166	159	224	160	1	3	2	–	396	322
Erkrankungen der übrigen Atmungsorgane	2	–	110	78	143	92	1	–	–	1	256	171
Neurasthenie, Hysterie	–	3	22	56	25	60	–	–	–	–	47	119
Sonstige Nervenleiden	2	–	66	68	91	80	2	1	–	–	161	149
Rheumatische Erkrankungen	1	1	148	121	244	129	2	–	1	–	396	251
Akute Infektionskrankheiten	1	1	78	51	105	80	–	1	1	–	185	133
Sonstige Erkrankungen	16	9	601	584	866	739	8	9	–	3	1 491	1 344
Summa	25	14	1 191	1 117	1 698	1 340	14	14	4	4	2 932	2 480

Verteilung der in Schlafstellen oder möbliert wohnenden Patienten nach Zahl der Fenster ihrer Aufenthaltsräume (Hinterhaus)

Patienten leiden an	ohne Fenster		1 Fenster		2 Fenster		3 Fenster		4 Fenster		Gesamt	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Erkrankungen der Lunge	4	–	53	28	30	20	–	–	–	–	87	48
Erkrankungen der übrigen Atmungsorgane	1	–	48	17	29	7	–	–	–	–	78	24
Neurasthenie, Hysterie	–	–	11	11	8	5	–	–	–	–	22	16
Sonstige Nervenleiden	–	–	20	18	14	8	–	–	–	–	34	26
Rheumatische Erkrankungen	1	–	55	9	28	14	–	–	–	–	84	23
Akute Infektionskrankheiten	1	–	19	9	10	–	–	–	–	–	30	9
Sonstige Erkrankungen	9	3	237	105	168	69	1	–	–	–	415	177
Summa	16	3	446	197	287	123	1	–	–	–	750	323



Abb. 45a: Danziger Str. 71, 1907. Die Küche ist ohne Fenster, die Eltern leben mit zwei Kindern in der Küche, wo sich auch der ganze Besitz der Leute befindet.



Abb. 45b: Beusselstr. 57, 1911. Die Mutter arbeitet tagsüber mit 1-2 Personen. An Liefertagen plät-ten die Frauen, und die Kinder helfen beim Annähen der Knöpfe.

Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker: Unsere Wohnungs-Enquete im Jahre 1906, Berlin 1907, S. 21 f.; zit. nach: Boberg, Jochen/Fichter, Tilman u.a. (Hrsg.): Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984, S. 263. **Abb. 45a und b** ebd., S. 262 (Slg. Gesine Asmus)

7.14 Nutzen des gemischten Wohnens im Berliner Mietshaus (1868)

Auf die Kritik an den Wohnverhältnissen in Mietskasernen reagierten Verteidiger dieser Wohnform in erster Linie mit dem Hinweis, nur so könnten sich die ärmeren Klassen überhaupt eine einigermaßen ausgestattete Unterkunft leisten. Aber auch die Besonderheit der Berliner Mietshäuser, bei denen in den unteren Etagen der Vorderhäuser reichere Mieter und in den oberen Stockwerken der Vorderhäuser und in den Hinterhäusern ärmere Mieter wohnten, konnte als Argument verwendet werden.

Unsere Art zu wohnen steht in einem prinzipiellen Gegensatz zu der englischen. In einer sogenannten Mietskaserne befindet sich im 1. Stockwerk eine Wohnung zu 500 Talern Miete, im Erdgeschoß und II. Stockwerk je zwei Wohnungen zu 200 Talern, im III. Stockwerk je zwei Wohnungen zu 150 Talern, im IV. drei Wohnungen à 100 Taler, im Keller, auf dem Bodenraum, im Hinterhause oder dgl. noch mehrere Wohnungen à 50 Taler.

In einer englischen Stadt finden wir [...] ganze Stadtteile dabei lediglich von der Arbeiterbevölkerung bewohnt. Nicht „Abschließung“, sondern Durchdringung scheint mir aus sittlichen und darum aus staatlichen Rücksichten das Gebotene zu sein. In der Mietskaserne gehen die Kinder aus den Kellerwohnungen in die Freischule über denselben Hausflur wie diejenigen des Rats oder Kaufmanns auf dem Wege nach dem Gymnasium. Hier ist ein Teller Suppe zur Stärkung bei Krankheit, da ein Kleidungsstück [...] und alles das, was sich als das Resultat der gemüthlichen Beziehungen zwischen den gleichgearteten und wenn auch noch so verschieden situirten Bewohnern herausstellt.

Der Berliner Stadtbaurat James Hobrecht, 1868; zit. nach: Boberg, Jochen/Fichter, Tilman u.a. (Hrsg.): Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984, S. 212 f.

7.15 Kommunale Armenfürsorge (1890)

Angesichts der starken Zuwanderung stellte sich den städtischen und kommunalen Verwaltungen das Problem, wie mit den Ärmsten der Armen verfahren werden sollte. Ausweisung und Zurück-schicken in die Heimatgemeinde, wie es früher üblich gewesen war, kamen nicht mehr in Frage. In vielen Städten setzte sich deshalb seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das sogenannte „Elberfelder System“ durch. Es berechnete im Prinzip alle Bedürftigen, die eine gewisse Mindestzeit in der Kommune gewohnt hatten, einen Antrag auf kommunale Unterstützung zu stellen. Allerdings hatten sie sich dafür der Aufsicht und Kontrolle durch ehrenamtlich tätige „Armenpfleger“ aus dem Bürgertum zu unterwerfen. Professor Victor Böhmert war vor 1890 lange Jahre als Armenpfleger tätig gewesen.

Aus einer zehnjährigen Praxis in der amtlichen und nicht amtlichen Armenpflege möge es gestattet sein, hier einige Erfahrungen und Winke mitzuteilen. Ein Armenpfleger muß sich vor allem vornehmen, im Geben vorsichtig, in der Pflege geduldig und in der Überwachung streng zu sein. Ohne genaue Untersuchung der Verhältnisse sollte man niemals Geld an Unbekannte verabreichen. Alle Angaben von Bettlern sind mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen. In den meisten Fällen wird man bei der Frage nach der Wohnung eine falsche Adresse erhalten. Bettelnde Kinder sollte man womöglich stets nach ihrer Wohnung oder zum Lehrer begleiten und die Eltern ernstlich zurechtweisen. Man sieht zuweilen bettelnde Kinder mit Körben von Brot und anderen Backwaren. Bei einer Witwe, die in eine Krankenanstalt gebracht werden mußte, fand ich als Obmann der amtlichen Armenpflege bei der Untersuchung und Versiegelung des Zimmers 1½ Flasche Rotwein, ½ Flasche Weißwein, 10 Milchkarten, ferner Anweisungen auf Reis und Mehl, frische Butter und Semmeln und in Tischauszügen und Schränken wohl an 40 Pfund hartgewordene Brotstücke, auch einen Briefsteller, in welchem alle Musterbriefe für Unterstützungsgesuche angestrichen waren. Die Schuld der Brotverschleuderung lag an drei unmündigen Kindern mit sehr vernachlässigter Erziehung, die viel auf den Bettel ausgeschickt worden waren. Bei schriftlichen Bittgesuchen ist sehr oft die gute Handschrift und der gewandte Stil auffallend. Bei näherem Nachfor-

schen erfährt man gewöhnlich, daß sogenannte „Konsulenten“ die Bittgesuche anfertigten, welche dafür 50 Pfennige oder 1 Mark oder wohl gar Prozente der Unterstützung erhalten. Es gibt in größeren Städten gewerbsmäßige Bettelbriefschreiber, welche in die Häuser der Armen gehen und sie zu Bettelbriefen ermuntern. Das Betteln von sogenannten verschämten Armen pflegt namentlich in großen Städten sehr überhand zu nehmen, und wenn man bei Untersuchung der schriftlichen Gesuche den Bittstellern Vorwürfe macht, heißt es gewöhnlich, daß diese oder jene Familie, die es noch viel weniger nötig hätte, von Vereinen hohe Unterstützungen erhalten habe. Der Anblick von Leuten, welche, ohne zu arbeiten, sehr bequem von Unterstützungen leben, wirkt auf die Nachbarn geradezu ansteckend. [...]

Man sollte in der Lokalpresse unerbittlich alle Fälle gewerbsmäßiger Bettelei ans Licht ziehen und allwöchentlich sogar amtlich warnen und betonen, daß reiche Leute, welche planlos Geld an unbekannte Bettler geben, sich an ihren Mitmenschen versündigen und sie zum Müßiggang verleiten. Wäsche und Kleidungsstücke, welche reiche Leute an Unbekannte verschenken, wandern gewöhnlich zum Trödler. Die Unterstützung arbeitsfähiger Personen ohne nähere Prüfung ist stets bedenklich. Geldalmsen ist Gift für arbeitskräftige Menschen und wird für sie meist zu einem Ruhekissen, auf welchem die Liebe zur Selbständigkeit, die Lust an der Arbeit und zur Selbsterhaltung einschummern. Doppelte Vorsicht ist nötig bei Gesuchen junger Eheleute, die in Not kommen und durch reichliche Unterstützungen am meisten gefährdet sind. Es sind dies meist wirtschaftlich unmündige Personen, welche einer strengen Behandlung bedürfen, damit ihre gesunkene Tatkraft wieder gehoben werde. Not und Entbehrung ist überhaupt für viele Menschen die einzige Lehrmeisterin. Strenge ist auch nötig, sobald bemittelte Kinder ihre Eltern der Armenversorgung anheimfallen lassen. Sobald eine Unterstützung nach Lage der Verhältnisse nicht aufgeschoben werden kann, darf sie nur so lange gewährt werden, bis die Verpflichteten zur Erfüllung ihrer Pflicht willig gemacht sind. Das hohe sittliche Element der Armenpflege tritt ganz besonders hervor, wenn es sich darum handelt, zwischen Eltern und Kindern, oder zwischen Geschwistern geordnete Verhältnisse wieder herzustellen, und bei der Fürsorge für die Kinder der Armen. Hier winkt auch die höchste Befriedigung. Es ist ratsam, arme Kinder zur Weihnachtszeit lieber in den eigenen Häusern der Armen statt in den strahlenden Sälen großer Vereine zu bescheren. Aufopfernde Fürsorge für arme Kinder, häufige Besuche armer Familien und Gespräche über Erfahrungen in der Armenpflege wirken auch auf die Kinder bemittelter Leute sehr heilsam ein, wie denn überhaupt richtig geübte Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit den Gebenden oft mehr nützt als den Empfangenden. Das Geheimnis vieler großer geschäftlicher, wissenschaftlicher und amtlicher Erfolge liegt darin, daß die Beteiligten auf Hoffnung säeten und nicht bloß für den eigenen Gewinn, sondern auch für ihre Mitmenschen und zum öffentlichen Nutzen arbeiteten. Sehr viele Menschen sind durch ihre Teilnahme in der Armenpflege selbst gebessert und zufriedener geworden oder haben sich treffliche Dienstboten, zuverlässige Arbeiter, verdiente Mitbürger und treue Vereinsgenossen erzogen. [...]

Verarmte Personen müssen vor allem angeleitet werden, ihre Not und Sorge selbst mit den ihnen noch zu Gebote stehenden Kräften zu überwinden und sich bessere wirtschaftliche Gewohnheiten anzueignen. Eine reinliche, wenn auch bescheidene Wohnstätte ist das erste Erfordernis, denn Stickluft und dumpfer Kellerdunst, schmutzige Betten und unsauberer, verdorbener Hausrat machen auch Geist und Seele stumpf und lähmen die Arbeitskraft. Wenn arme,

aus ihren Wohnungen herausgesetzte Familien nur erst wieder in den Besitz einer ordentlichen Wohnstätte gelangt sind, suche man sie vor allem darin zu erhalten und Sorge, daß sie ihre Miete immer am Ende des Monats oder Vierteljahrs beisammen haben; der Haushaltsposten für die Wohnung pflegt einer der höchsten zu sein, der zu leicht angegriffen wird. Öfteres Ausziehen verdirbt die Möbel und die Ordnung und den Sinn für Häuslichkeit. Die Wohnungsfrage und die Sorge für Reinlichkeit in Stube, Küche und Kammer ist daher ein Hauptpunkt in der Armenpflege. Ist ein Armer nur erst reinlich untergebracht, so Sorge man weiter für entsprechende Arbeit und für eine wirtschaftliche Verwendung des Lohnes zu kräftiger Kost ohne Alkohol, zu anständiger Kleidung ohne Putz und zur Zurücklegung eines Sparpfennigs für arbeitslose oder sonst kritische Zeiten.

Das meiste Elend entspringt aus einer Verkennung der einem Menschen obliegenden ökonomischen Pflichten und aus einer mangelhaften wirtschaftlichen und sittlichen Erziehung. Alles Volk muß darüber belehrt werden, daß der äußeren Not, welche teils aus Mangel an Unterhaltsmitteln, teils aus unwirtschaftlichem Verbrauch derselben entsteht, nur durch gesteigerte Produktion, angemessene Verteilung und weisen Verbrauch von Gütern abgeholfen werden kann. Die Steigerung der Löhne führt, sobald sie mit einer Verminderung der Leistungen verbunden ist, zu einer Verteuerung aller Dinge, welche natürlich auf den ärmsten Klassen am schwersten lastet. Nur die Erhöhung der Leistungen und die Vermehrung der Güter kann die Lage der Menschen verbessern. Während aber die Arbeit als das allein nachhaltige und immer neu belebende Mittel zur Überwindung der Not zu bezeichnen ist, muß das Sparen als die zweite wichtigste Vorbedingung zur Erringung von Wohlfahrt hingestellt werden. Die Vergütung oder der Ertrag der Jahresarbeit darf nicht vollständig verzehrt werden, sondern muß zum Teil für eine neue Produktion oder für arbeitslose und kritische Zeiten aufbewahrt werden. Das zur Produktion neuer Güter bestimmte Kapital ist der beste Bundesgenosse der Arbeit.

Böhmert, Victor: Die Armenpflege. Gotha 1890, S. 89-94; zit. nach: Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart u.a. 1980, S. 302 f.

7.16 Öffentlicher Nahverkehr in Berlin (um 1900)

In den großen Städten wohnten immer weniger Menschen in der Nähe ihrer Arbeitsstätten. Zudem wurde die Bevölkerung nach und nach aus den Innenstädten verdrängt und siedelte sich je nach Einkommen in vornehmen Villenvororten oder eintönigen Arbeiterstadtteilen an. Aus diesen Gründen kam es überall zum Ausbau des öffentlichen Verkehrswesens. Als Fahrzeuge verwendete man zunächst Omnibusse, die von Pferden gezogen wurden. Zum Teil liefen sie schon auf Straßenschienen. Später kamen S-Bahnen, elektrische Straßenbahnen und U-Bahnen hinzu.

Boberg, Jochen/Fichter, Tilman/Gillen, Eckhart (Hrsg.): Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984, S. 111 (Gleisanlagen) und S. 131 (Spittelmarkt)

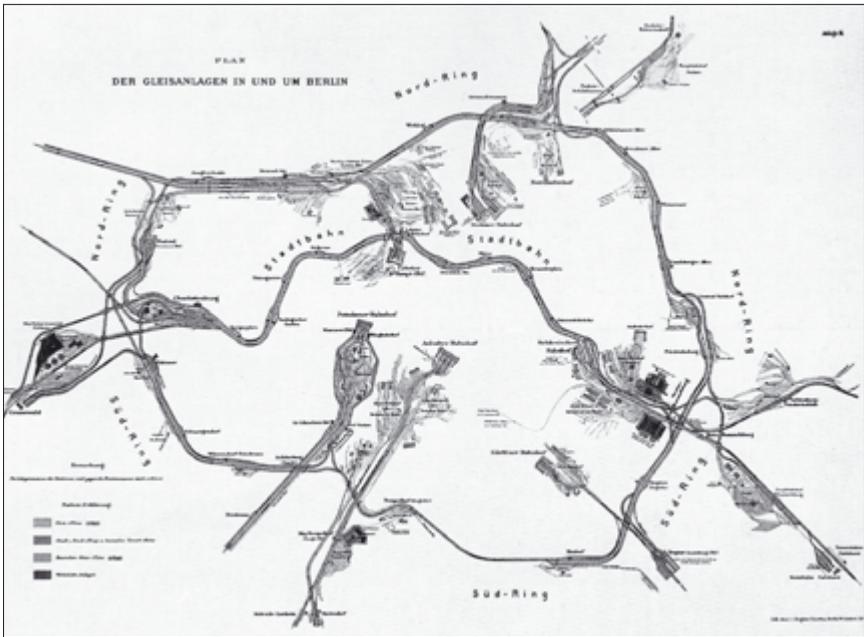


Abb. 46a: Plan der Gleisanlagen von Berlin, 1896



Abb. 46b: Verkehrssituation auf dem Spittelmarkt in Berlin, 1909, Foto: Waldemar Titzenthaler

7.17 Das Fahrrad – erstes privates Verkehrsmittel für jedermann (1850-1900)

In seinen ersten Formen als Draisine (benannt nach Karl von Drais, der das Gefährt 1817 erfand) und als pedalgetriebenes Veloziped war das Fahrrad noch ein Vergnügungs- und Sportinstrument für wenige. Erst mit der Erfindung der Fahrradkette (1885) und der luftgefüllten Reifen aus Kautschuk (1888) wurde es zu einem Verkehrsmittel für alle, das es ermöglichte, selbstständig die wachsenden Entfernungen zwischen Wohn- und Arbeitsplatz zu überwinden.



Abb. 47a: Draisine, um 1850



Abb. 47b: Velociped, um 1880



Abb. 47c: Fahrrad, um 1900

Geschichte entdecken. Hrsg. v. Schweizerischen Landesmuseum – Château de Prangins. Zürich 1998, S. 116 f.

7.18 Das Warenhaus Wertheim (1903)

Auch im Einzelhandel wirkten die neuen Wirtschaftsmethoden umwälzend. In den Großstädten setzten sich allmählich die großen, architektonisch beeindruckenden Warenhäuser durch und verdrängten die kleinen Detailgeschäfte. In Berlin war diese Entwicklung eng mit dem Namen des Kaufhauses Wertheim verbunden.

Manchmal ist's schwer, nicht Reklame zu machen. [...] Gewisse Unternehmungen und Personen kann der Gerechte nur mild tadeln; und wo er sie loben muß, da nimmt das Lob leicht den Ton der Begeisterung an. In dieser Lage – die auch ihre Unbequemlichkeiten hat – ist der Kritiker des Warenhauses A. Wertheim, auf das die Berliner, die nicht zu den geschädigten Inhabern kleiner Läden noch zu den deutschnationalen Handlungsgehilfen gehören, mit lokalpatriotischem Stolz blicken. Die Entwicklung dieses Hauses gewährt dem Betrachter ein Vergnügen, das bis ins Gebiet ästhetischer Freuden reicht; nirgends ein hastiges, unstetes Probieren: ruhig und sicher wird von einem logisch rechnenden Verstand Stein auf Stein gefügt. Man wundert sich längst nicht mehr, wenn von wertheimischen Zukunftsplänen Kunde kommt, und man hat auch die Nachricht, die Firma nehme eine neue Anleihe von 9½ Millionen auf, ohne Staunen gehört. Und doch ist die Entwicklung, die damit zu vorläufigem Abschluß kommt, ohne Beispiel in der kaufmännischen Geschichte deutscher Großstädte. Wer denkt, wenn er an Wertheims Palästen vorbeigeht, heute noch an den kleinen Kramladen der Rosenthaler Straße, den Ramschbazar, den nur die Hausfrauen der Umgegend, deren Küchenmeister Schmalhans war, aufsuchten, weil sie dort am Groschen vier Pfennige sparen und als „Schmugeld“ heimtragen konnten? Dem Geschäft ging schon damals die Sonne auf: immer neue Stockwerke wurden hinzugenommen; aber der üble Ruf eines Pfennigbazars war nicht so leicht loszuwerden. In anderen Stadtteilen wurden Filialen gegründet, und das „bessere“ Publikum gewöhnte sich allmählich, bei Wertheim zu kaufen. Noch aber gestand man nicht gern, daß man zu Wertheims Kunden gehörte, und manches Prachtstück aus dem Warenhaus wurde mit falscher Ursprungsangabe auf den Geburtstagstisch gestellt. Die Firma war klug genug, diesem Volksempfinden Rechnung zu tragen. Sie begnügte sich mit der Inseratenreklame und verzichtete darauf, mit ihrem Zeichen auf dem Einpackpapier zu protzen. Diese weise Resignation ermöglichte denen sogar, die öffentlich über „Bazarware“ schimpften, heimlich ihr gutes Geld ins Warenhaus zu bringen. Später erst kamen die besternten Tüten auf, die der rasch wachsenden Kundenschar den Ursprung der Ware verrieten, und noch später stellte auch das Firmenzeichen sich ein. Ein Weltstadgeschäft ersten Ranges war das Warenhaus erst, als Messels großartiger Bau in der Leipziger Straße vollendet war.

Die Zukunft, 14. Februar 1903; zit. nach: Glatzer, Ruth (Hrsg.): Das Wilhelminische Berlin. Panorama einer Metropole 1890-1918. Berlin 1997, S. 110 f.



Abb. 48: Warenhaus Wertheim in Berlin, Oranienstraße, vor 1900. Landesarchiv Berlin